

Betrachtungen über das, was man am Ulmer Münster nicht sieht

Charles W. Fabry

Die Wandlungen des Ulmer Münsters

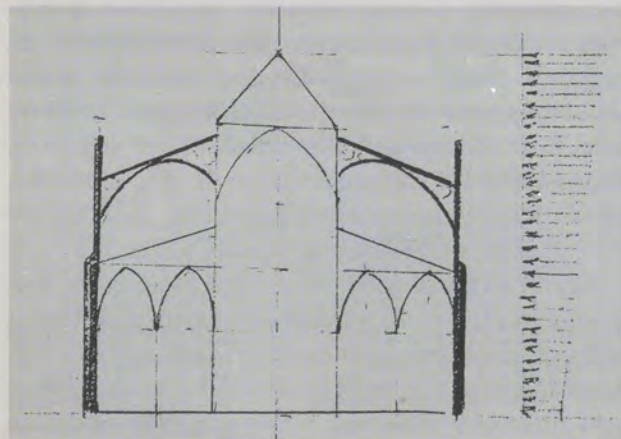
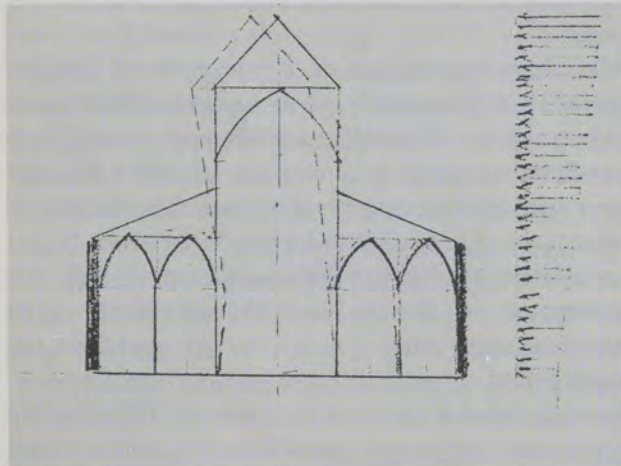
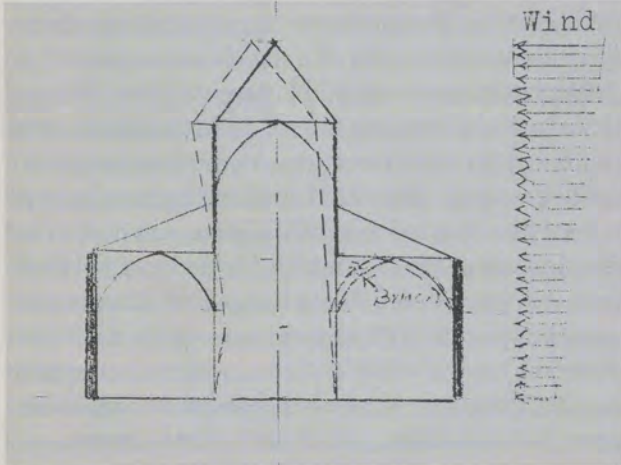
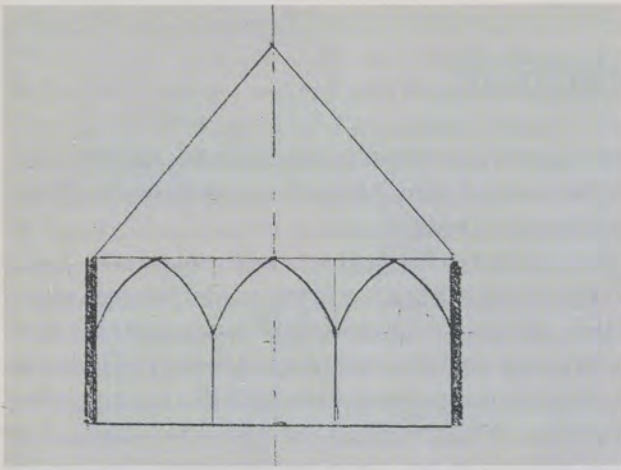
Wir haben die Kirche mit dem höchsten Turm in Deutschland. Drei Meter höher als die Türme vom Kölner Dom! Soll man da nicht stolz sein? Die Ulmer waren es; denn Prestigedenken war der Anlaß zu dieser baulichen Leistung, die geniale Baumeister für sie vollbracht hatten. Aber es ist nicht so sehr der Turm, der zwar das Stadtbild beherrscht, als die 40 Meter hohe Halle des Mittelschiffes, die atemberaubenden Eindruck auf den eintretenden Besucher macht. Die 20 Meter hohen Seitenschiffe mit ihren 14 Meter hohen Fenstern verstärken noch die himmelanstrebende Wirkung dieses – man darf es wohl schon sagen – heroischen Bauwerks. Und dabei steht es auf so festen Füßen, daß kein Sturm und kein Erdbeben es in den mehr als 600 Jahren seines Bestehens umwerfen konnte. Kann man sich vorstellen, daß unter den -zigtausend Sandsteinquadern, aus denen es besteht, kein einziges Quaderpaar vorhanden ist, dessen Fuge unter Zug steht? Alle drücken sie gegenseitig aufeinander. Sie würden es auch ohne Mörtel tun. (Der Mörtel hat nur die Aufgabe der Schubsicherung.) Für den Turm mag das noch leicht vorstellbar sein, der stellt ja schließlich eine Art senkrecht stehende Säule dar, bei der man die Steine nur aufeinanderzu«türmen» hatte. Aber bei der Halle, dem riesigen, weitgespannten Hohlkörper?

Gewölbe hatte man schon in vorchristlicher Zeit gebaut, aber nur als Brücken über Flüsse und Bäche, wo man feste Auflager an beiden Ufern fand, die dem Seitenschub des Gewölbes genug Widerstand boten, ohne sich zu verschieben. Es gehörte schon Wagemut dazu, Gewölbe zu bauen, die sich gegen hohe Pfeiler abstützen. Aber man machte die Pfeiler eben dick genug, so daß sie nicht umkippen konnten. Man hatte damals, als man im Jahre 1377 anfang zu bauen, schon eine gewisse Erfahrung. Es gab schon überwölbte Räume größerer Spannweite, an denen die Baumeister ihr Können bewiesen hatten. Man fing ja auch mit einem bescheidenen Entwurf an. Ursprünglich hatte man eine einfache dreischiffige Hallenkirche geplant, wie sie in Bild 1 skizziert ist. Dies entsprach dem damaligen Stand der Technik. Mit den drei fast gleich breiten Gewölben konnte man eine fast 50 Meter breite Halle ohne großes Sicherheitsrisiko überdecken und brauchte nur zwei Säulenreihen dazu. Den horizontalen Druck der Seitengewölbe auf die Außenwände konnte

man gut in den 4 Metern Stegtiefe der Außenwandrippen aufnehmen. Man beherrschte die hierfür erforderliche Technik.

Aber – wie es meistens ist, wenn man sich in der Praktizierung bereits erprobter Bauweisen sicher fühlt – warum sollte man nicht einen Schritt weitergehen und anstatt einer bescheidenen Hallenkirche eine weitaus repräsentativere Basilika bauen, indem man das Mittelschiff auf die doppelte Höhe an hob und damit den uns heute noch so beeindruckenden Effekt erzielte. Es war ein mutiges Wagnis der damaligen Baumeister. Die Kirche bekam damit den Querschnitt, wie er in Bild 2 dargestellt ist. Die auf die Arkadenbögen aufgesetzte 1,5 Meter dicke, oben von Fenstern durchbrochene Wand brachte besseren Lichteinfall und damit Aufhellung des Raumes in der Mitte. Natürlich bot die Kirche nun dem Wind eine doppelt so große Angriffsfläche dar. Die Windkraft, die im unteren Bereich von den Häusern der Umgebung zum Teil abgefangen wird, ist in der Höhe stärker. Es wirkt also eine größere Seitenkraft auf die Obergadenwand als auf die Wand des luvseitigen Seitenschiffes. Aber der Wind konnte die Wand nicht umwerfen. Sie stand. Das Wagnis war geglückt.

Allerdings machte sich doch im Laufe der Zeit bemerkbar, daß man sich auf ein gewisses Risiko eingelassen hatte. Es entstanden Risse im Gewölbe eines Seitenschiffes. Was war die Ursache? Man ist gewöhnt, ein Gebäude als starr und unbeweglich zu betrachten. Aber dem ist nicht so. Es ist ein Naturgesetz, daß jede Kraft eine Deformation an dem Körper hervorruft, auf den sie einwirkt, auch dann, wenn wir diese nicht sehen können. So ruft auch ein quer zur Kirchen-Längsachse gerichteter Wind eine Verformung hervor. Diese ist in Bild 2 und 3 übertrieben gestrichelt dargestellt. Unter dem Winddruck wird die luvseitige Obergadenwand von ihrer Berührungsstelle mit dem Gewölbe des Seitenschiffes abgedrückt. Dabei weicht die Auflagerstelle dieses Gewölbes nach dem Kircheninneren zurück. Wenn jedoch an einem Gewölbe ein Auflager nachgibt, dann sacken die Elemente – d. h. die Steine des Bogens – durch, und es entsteht an den Unterkanten ihrer Fugen eine Klaffung, die als Riß in der Verputzhaut sichtbar wird. Wenn erst einmal der Anfang gemacht ist, so vergrößert er sich und nimmt bedrohende Dimension an. Die Oberkante der Gadenwand wird also nach innen gedrückt und drückt nun ihrerseits über das Gadengewölbe und den



Dachstuhl die leeseitige Wand nach außen. Diese lehnt sich aber an die quer verlaufenden Teile des über jedem Hallenjoch stehenden Kreuzgewölbes an und nimmt dadurch die links im Bild übertrieben gezeichnete Form an. Dieser Vorgang geht elastisch vor sich, und sobald der Wind nicht wirkt, kehrt alles in seine Ausgangslage zurück.

Die Feststellung dieser Risse im Seitengewölbe war der Anlaß dafür, daß man etwa hundert Jahre später die Seitengewölbe herausriß und an ihre Stelle in den Jahren 1473 bis 1478 zwei Gewölbe von halber Spannweite einbaute, für deren Stützung man eine weitere Säulenreihe in jedem Schiff aufstellen mußte. So entstand aus der dreischiffigen Basilika eine fünfschiffige (siehe Bild 3). Damit war aber das Hauptübel durchaus noch nicht beseitigt. Die elastischen Bewegungen bei Wind blieben die gleichen. Im Laufe der Jahre oder Jahrhunderte erkannte man dann doch wohl, daß dieser Zustand, der offensichtlich ein ständiges Unbehagen beim Magistrat hervorrief, beseitigt werden mußte. Die geniale Idee des Münster-Baumeisters Trän, der Mitte vorigen Jahrhunderts die Bewegungen der Wandoberkanten sichtbar machte, führte dazu, daß man sich entschloß, nun endgültig etwas zu tun, um diese großen elastischen Bewegungen zu beseitigen. Trän hat – wie berichtet wird – Wasserschüsseln in Höhe der Gadenoberkanten aufgestellt, an deren Oberflächenbewegung man die Bewegungen feststellen konnte. Heutige Nachrechnungen haben ergeben, daß die Ausweichungen der Wandoberkanten in der Größenordnung von 5 bis 6 cm lagen, wenn eine Sturmböe der Windstärke 12 mit 100 Kilometer pro Stunde dort aufprallte.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts – etwa 1856 – entschloß man sich nach langem Für und Wider dazu, äußere Stützen anzubringen, die diese Bewegungen verhindern sollten (siehe Bild 4). Nun bekam die Kirche das Aussehen, das uns auch von anderen gotischen Kirchen vielerorts bekannt ist.

Man baute auf die bislang nur bis zur Dachkante reichenden Pfeiler sog. Fialen auf, die diese bis zur Höhe von rund 40 Metern verlängerten. Durch deren Gewicht vergrößerte sich die Standfestigkeit der Pfeiler, und um auch die letzte Möglichkeit auszuschöpfen, machte man sie aus Sandstein, dessen spezifisches Gewicht mindestens um ein Drittel höher ist als das der Backsteinsiegel, aus dem die ganze Kirche gebaut ist. An diese Fialen ließ man die Stütz-

Abb. 1–4: Wandlungen des Ulmer Münsters vom ursprünglichen Entwurf einer dreischiffigen Hallenkirche über die dreischiffige (1377) und die fünfschiffige (1473) Basilika zur fünfschiffigen Basilika mit außenliegenden Stützstreben.

streben anlaufen. Da man keine 20 Meter langen Sandsteinstreben aus einem Stück machen konnte, mußte man sie aus kürzeren Einzelementen zusammensetzen und unterfangen, wofür man ihnen einen brückenartigen Bogen unterbaute. Das Steinmetz-Filigranwerk dazwischen hat nicht nur ornamentalen Sinn, sondern bildet ein wichtiges statisches Element zur Übertragung des Gewichtes auf die Bögen. So erhielt unser Münster die äußerliche Form, wie wir sie heute vor uns sehen.

Ist es nun nur die Größe, die das Münster so interessant macht? Gewiß ist es städtebaulich ein schöner Anblick, wenn man – von Süden her kommend – die Türme und das Langhaus sich gegen die Alb im Hintergrund abheben sieht. Aber in der optischen Wirkung erschöpft sich nicht alles, was dieser Bau in sich einschließt. Wer ahnt schon, daß seine Fundamente im Mittel nur mit 5 Kilogramm pro Quadratmeter auf den Untergrund drücken? Also mit nicht mehr, als eine Dame mit ihrem Stöckelschuh auf den Boden ausübt, wenn sie daran vorübergeht. Und darauf steht ein Koloß mit rund 50 Meter Dachfirshöhe und mehr als 160 Meter Turmhöhe! Ein Pfeiler der Seitenwand wiegt allein mehr als 700 Tonnen. Und doch kann man das heute gebrauchte Wort «Leichtbau» auf diesen Bau anwenden. Setzt man nämlich das Gewicht, das für die Errichtung der Kirchenhalle aufgewendet werden mußte, ins Verhältnis zu dem davon umbauten Raum, so ergibt sich ein Raumgewicht von nur 250 Kilogramm pro Kubikmeter. Dies wird dann verständlich, wenn man sie mit anderen Kirchen vergleicht. Die Frauenkirche in Esslingen z. B., eine Hallenkirche, die etwa um 1400 entstand, wiegt 350 Kilogramm pro Kubikmeter.

Am Ulmer Münster wird deutlich, daß die gotische Bauweise einen wesentlichen technischen Fortschritt widerspiegelt. Der Spitzbogen ist nicht nur eine architektonische Entwicklung, er beruht auf der Erkenntnis, daß man gegenüber einem kreisrunden Bogen eine rund 25 Prozent kleinere horizontale Auflagerkraft erzeugt, wenn man ihn z. B. so konstruiert, daß seine Bogensehnen gleich der Bogen Spannweite sind, wenn er also über einem gleichseitigen Dreieck steht. Hierin liegt der Schlüssel zum damaligen Leichtbau.

Ein Beispiel für technischen Fortschritt und Leichtbau im Mittelalter

Der Spitzbogen

Die Wörter Technischer Fortschritt und Leichtbau sind Prägungen unserer Zeit. Wir können aber nicht

für uns in Anspruch nehmen, daß es ausschließlich Verdienste unserer Zeit sind, im Bauwesen, in der Kunst oder der Wissenschaft fortzuschreiten und unsere Erzeugnisse – seien es nun Kirchenbauten, Hallen, Fahrzeuge oder Gebrauchsgegenstände – leichter zu bauen.

Man stellt sich allgemein unter Leichtbau vor, daß das geschaffene Produkt gewichtlich leichter sei als sein Vorgänger gleicher Art. Leichtbau heißt: kein überflüssiges Gewicht aufwenden, und zwar so, daß an jeder Stelle der Werkstoff bestens hinsichtlich seiner Eigenschaften ausgenutzt wird. Und die wichtigste Eigenschaft bei einem Baumaterial ist seine Festigkeit.

Das Ulmer Münster bietet hier ein Musterbeispiel. Es ist – wie allgemein bekannt – in gotischer Bauweise erbaut. Es ist auch allgemein bekannt, daß die Gotik durch den Spitzbogen gekennzeichnet ist, während die ältere romanische Bauweise den Rundbogen hat. Diese Bögen findet man sowohl in den Deckengewölben als auch in den Fensteröffnungen.

Wenn man einen Spitzbogen mit einem Rundbogen gleicher Spannweite vergleicht, so wird (vgl. die Abbildungen 5a bis c) verständlich, worin der technische Fortschritt vom Rundbogen zum Spitzbogen liegt: Der Spitzbogen, dessen Krümmungsradius gleich der Spannweite ist, ist länger als der kreisförmige Bogen, dementsprechend ist er auch, wenn er genau so dick ist wie dieser, schwerer, und dies um 33 Prozent. Also scheinbar kein Schritt auf den Leichtbau zu. Nun gibt es im Bauwesen ein sehr einfaches Kriterium für die Beurteilung eines Baues, das ist das sogenannte Raumgewicht, also das Gewicht, das man aufwenden muß, um einen Raum (Halle, Kirche, Wohnhaus) zu umfassen. Der Spitzbogen, dessen Pfeilhöhe um 72 Prozent größer ist als die des Kreisbogens, umfaßt dadurch 56 Prozent mehr Raum als dieser. Dies wirkt sich so aus, daß sein Raumgewicht um 17 Prozent kleiner ist als das des Rundbogens. Also doch Leichtbau!

Es erscheint paradox, wenn durch Gewichtserhöhung Leichtbau erreicht werden soll. Es wird jedoch klar, wenn man einmal die Kräfte betrachtet, mit denen sich ein Spitzbogengewölbe gegenüber einem Rundbogengewölbe auf seine Umgebung abstützt. Jedes Gewölbe übt außer seinem senkrecht wirkenden Gewicht einen seitlichen Schub aus, mit dem es das tragende Bauelement zur Seite schieben will. Der Spitzbogen wirkt mit einer um 25 Prozent geringeren horizontalen Schubkraft auf sein Lager als der Rundbogen. Wenn sein Auflager nun in 30 Meter Höhe an der auf Säulen stehenden Kolonnadenwand des Mittelschiffes liegt, so spielt es eine

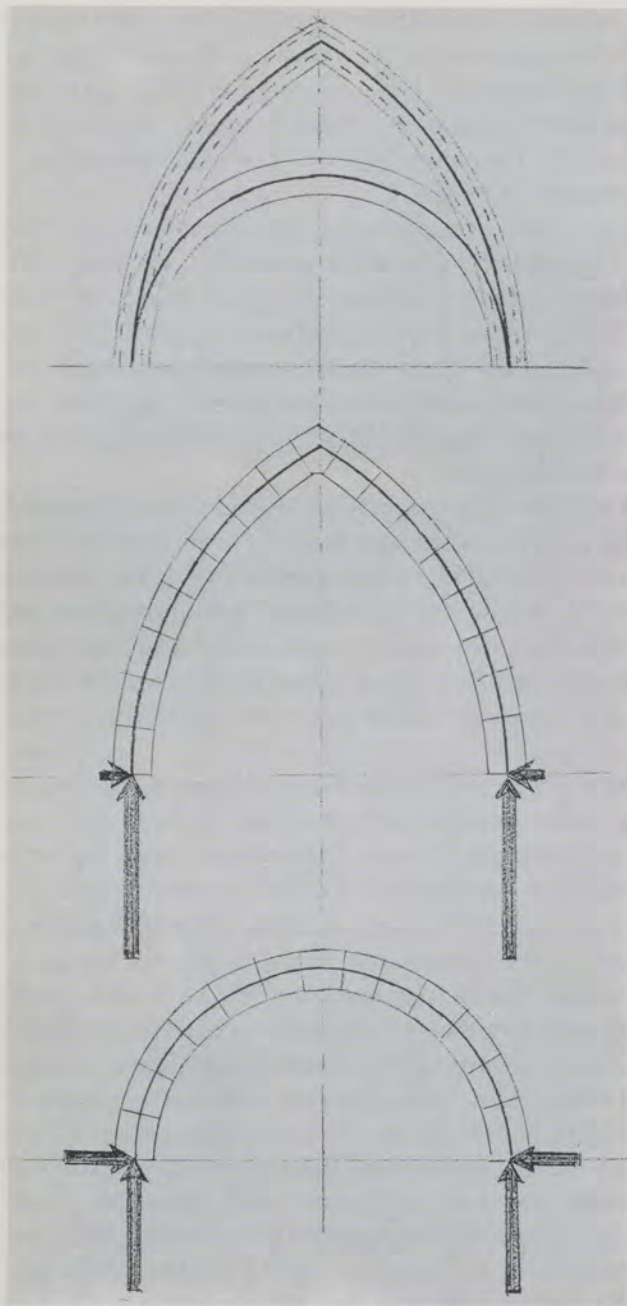


Abb. 5: Kräfte an Rund- und Spitzbogen

erhebliche Rolle, ob die Kippkraft an dieser Stelle um 25 Prozent kleiner ist oder nicht.

Die Aufnahme des größeren Gewichtes macht keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil, das Mehrgewicht wirkt sich sogar in einer Erhöhung der Standfestigkeit aus. Diese Kraftwirkung ist in der Abbildung 5 durch die etwa proportionalen Längen der Kraftpfeile angedeutet. Hier wird die erleichternde Wirkung des scheinbaren Paradoxons deutlich.

Hinzu kommt eine entscheidende Tatsache. Die Dicke eines Spitzbogens braucht aus statischen Gründen nicht – wie eingangs angenommen – gleich der des angenommenen Rundbogens zu sein. In der obersten Figur der Darstellung ist dies durch die punktiert eingezeichneten Linien angedeutet.

Die Dicke der Gewölbe des Ulmer Münsters betragen nur rund 16 Zentimeter.

Der Übergang vom Rundbogen zum Spitzbogen ist nicht nur eine architektonische Wandlung, er ist ein genialer Fortschritt gegenüber der gedrungenen romanischen Bauweise. In einer Zeit, als Stein und Holz die einzigen Werkstoffe im Bauwesen waren, ist dieser Schritt um so bedeutender, als sich darin die bessere Ausnutzung des Materials dokumentiert. Es entstand Leichtbau in einer Zeit, als man dieses Wort noch gar nicht kannte. An unserem heutigen Beurteilungsmaßstab «Kilogramm pro umbauten Kubikmeter Raum» gemessen kommt dies in der Zahl 250 kg/m^3 zum Ausdruck, die weit unter denen vergleichbarer Bauwerke jener Zeit liegen, die 350 bis 450 kg/m^3 aufweisen. Der Spitzbogen war der Schlüssel zum Leichtbau.

Gewölbe

Im Mittelalter stand die Gewölbekunst in hohem Ansehen. In unserer heutigen Zeit werden echt freitragende Gewölbe nur noch in den Kartoffelkellern schwäbischer Wohnhäuser gebaut. Was man sonst an Gewölben vorfindet, ist Scheingewölbe aus Gips und Drahtgeflecht, das an darüber befindlichem Gebälk aufgehängt ist. In den letzten Jahrzehnten wurde ein Gewölbe entwickelt, das so zu nennen fast als Blasphemie gegenüber der hohen mittelalterlichen Kunst des Wölbens erscheinen mag, das aber in statischer Hinsicht eng damit verwandt ist, allerdings mit entgegengesetztem Vorzeichen. Es ist die Traglufthalle. Durch die Belastung vom inneren Überdruck herrschen in der gewölbten Haut eines solchen Gebildes Zugspannungen, während das Steingewölbe nur infolge der in ihm herrschenden Druckspannungen stabil ist. Ebenso sind die Lagerkräfte gegensätzlich orientiert. Dort wo nach außen und unten gerichtete Kräfte die Traglufthalle am Boden halten, wirken beim freitragenden Steingewölbe nach innen und oben gerichtete Kräfte, die es am Herunterfallen und dem Nachder-Seite-Wegrutschen hindern. Da ein Steingewölbe seine nach unten gerichtete Last aus dem Eigengewicht selbst tragen muß, so muß es eine gewisse Dicke haben, um nicht einzuknicken. Diese soll aber so klein wie möglich gehalten werden, damit der horizontale Seitenschub im Auflager, der ja bei einem Deckengewölbe in großer Höhe auf die Wand wirkt, nicht unnötig groß wird. Hier kommt die erleichternde Wirkung des Spitzbogens voll zum Tragen.

Aber auch eine andere Möglichkeit ist in den steinernen Deckengewölben genutzt worden, die zu-

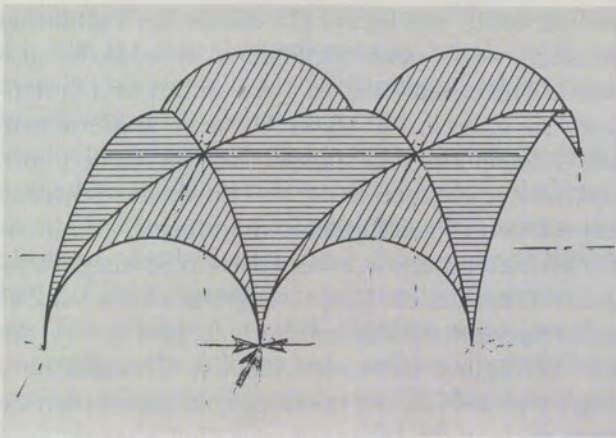


Abb. 6: Wo zwei rechtwinklig zueinander stehende Gewölbe sich durchdringen, entsteht ein Kreuzgewölbe.

dem der dekorativen Architektur ein weites Feld eröffnete. Es ist dies die Entwicklung des Kreuzgewölbes. Es entsteht, wenn zwei rechtwinklig zueinander stehende Gewölbe sich durchdringen. So sind die über jedem Joch des Mittelschiffes vorhandenen kuppelartigen Gebilde entstanden, deren Grundform im Bild 6 dargestellt ist. Die Schnittkanten bieten sich zur architektonischen Ausgestaltung von Rippen an, die zugleich eine Teilfunktion als Tragelemente übernehmen. Entscheidend ist aber, daß nun nur der längsorientierte rautenartige mittlere Gewölbeteil mit halbem Seitenschub in seinem Auflager quer auf die Wand wirkt, während die Auflagekräfte der quergerichteten Gewölbeteile in die Kirchenlängsrichtung fallen und sich gegenseitig aufheben.

Es mag beim ersten Hinschauen die Vielzahl der Rippen und deren Verlauf den Betrachter zunächst verwirren, zumal auch noch Rundöffnungen im First vorhanden sind, an denen diese anlaufen, dennoch geht alles auf die gezeigte Grundform zurück. Die Ulmer Gewölbe bieten ein Beispiel für geniales Zusammenwirken zwischen Architektur und statischer Notwendigkeit.

Wände und Wandpfeiler

Die Standfestigkeit des Münsterbaues ist einzig und allein gewährleistet durch die Standfestigkeit der Außenwände. Sie haben seit nunmehr mehr als sechs Jahrhunderten allen Kräften widerstanden, die auf sie wirken: Sturm, Erdbeben, dem Seitenschub der Gewölbe des Mittelschiffes, der über die Schrägstreben auf sie übertragen wird, und in unserem Jahrhundert dem Explosionsdruck der in das Münster gefallenen Luftmine des letzten Weltkrieges.

Die Wand des 70 Meter langen Langhauses wird gestützt von elf Pfeilern, die zusammen mit der

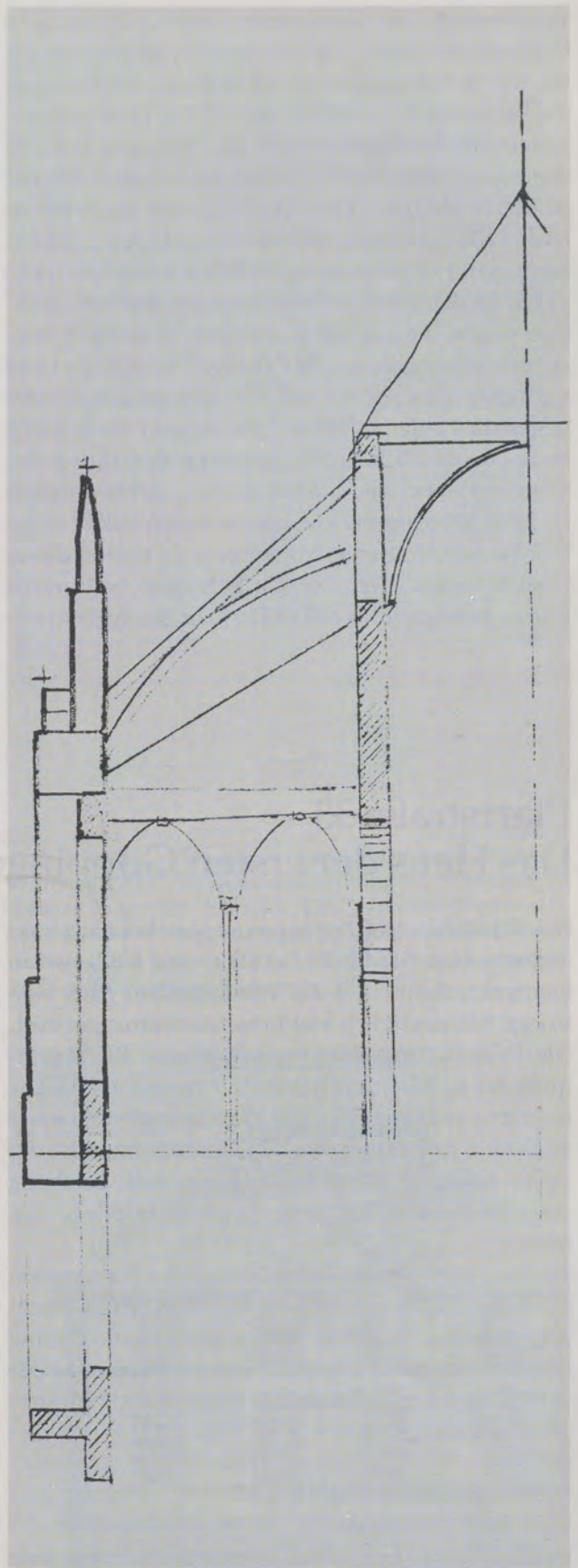


Abb. 7: Schnitt durch das System aus Wänden, Pfeilern und Streben, durch das die Standfestigkeit des Baus gewährleistet wird.

Wandmauer im Fundament einen T-förmigen Querschnitt bilden, wie dies in Bild 7 gezeigt ist. Alles, was sich zwischen diesen befindet, lehnt sich an die Pfeiler an. Dies trifft in erster Linie für den Obergraden des Mittelschiffes zu, der mit dem auf ihm stehenden Dach die Pultdächer der Seitenschiffe um 20 Meter überragt. Der Wind, der auf diese Fläche trifft, will die Mittelschiffwände umkippen, und er kann es nur deshalb nicht, weil die Gaden-Luvwand sich über das Mittelgewölbe und die Dachkonstruktion gegen die Leewand abstützt, und diese wiederum sich – solange die Schrägstreben noch nicht vorhanden waren – über die Seitenschiffgewölbe gegen die Pfeiler anlehnte. Erst als man die dadurch bedingte ziemlich große elastische Bewegung des Mittelschiffoberteiles zu vermeiden suchte und sich im Jahre 1856 anschickte, diesen durch außen angebrachte Schrägstreben zu stützen, da wurde dieses Übel beseitigt. Um aber die Schrägstreben an die Pfeiler heranzuführen, mußte man die Außenpfeiler,

die bisher nur bis zur Dachkante der Pultdächer reichten, nach oben verlängern. Man baute also kleine Türmchen – Fialen – auf sie auf und verlängerte sie so bis auf 40 Meter. Dabei vergrößerte man ihr Gewicht von 600 Tonnen auf 725 Tonnen, also um rund 20 Prozent. In der weisen Voraussicht, daß ein schwerer Pfeiler größere Standfestigkeit hat als ein leichter, hatte man die Fialen in Sandstein ausgeführt, der um ein Drittel schwerer ist als das Ziegelmauerwerk der Pfeilerunterteile, und so – bei der zur Verfügung stehenden kleinen Grundfläche – das Beste an Wirkung herausgeholt, zumal man sie auch noch an die Innenseite der Pfeiler setzte. Man erreichte auf diese Weise eine Erhöhung der Standfestigkeit um 15 Prozent und konnte es nun wagen, den Seitenschub aus dem Mittelschiff statt in 20 Meter in 25 Meter Höhe aufzunehmen. Ohne diese Maßnahme hätte das Ulmer Münster die Belastungen des Zweiten Weltkrieges mit Sicherheit nicht überstanden.

Pfarrstraße 33 Das Haus der ersten Göppinger Synagoge

Walter Keller

Das Stadtbild von Göppingen ist ohnehin nach zwei verheerenden Stadtbränden (1425 und 1782) arm an Baudenkmalern. Und der Wiederaufbau nach dem Kriege hat zusätzlich viel Erhaltenswertes zerstört. Die heimat- und denkmalschützende Rückbesinnung der letzten Jahre hat auch in der «nüchternen» Industriestadt am Fuße des Hohenstaufen zu einer stärkeren Beachtung des «Heimatschutzes in der Stadt» und zur Wiederentdeckung und -belebung von Stadtgeschichte und Baudenkmalpflege geführt.

Stadtverwaltung und Gemeinderat der Stauferstadt haben im Zusammenwirken mit dem Bürgerverein Göppingen e. V. einen neuen tatkräftigen Anfang gesetzt. Als erste wichtige Baurenovierungsmaßnahme sei hier die Erhaltung des Hauses Pfarrstraße 33 aufgezeigt.

Die Baugeschichte des Hauses

Das Haus wurde im Jahre 1869 von Schreinermeister Boger erbaut. Es liegt an wichtiger Stelle des Stadtbildes: an der westlichsten Quartierecke der noch im Zusammenhang erhaltenen Bebauung der Innenstadt, die nach dem Stadtbrand von 1782 von Her-

zog Karl Eugen im rechtwinkligen Plan ausgeführt wurde. In der Nähe des Gebäudes befinden sich Schloß, Stadtkirche und Schillerplatz. Das Eckhaus Pfarrstraße 33 steht in engem Zusammenhang mit den umliegenden Eckhäusern und Backsteinvillen aus der Gründerzeit.

1871 reichte der Eigentümer Boger ein Gesuch um veränderte Bauausführung mit einem Vorbau und einem zusätzlichen Stockwerk ein. Das Gebäude sollte der jüdischen Gemeinde der Stadt als Betsaal dienen (Bild Nr. 1). Der Bauplan war beherrscht von dem zweigeschossigen Betsaal (35x33 Fuß) mit seinen hohen, neugotisch anklingenden Bogenfenstern. Der kleine Erker an der Ostwand (für den Schrein der Thorarollen) wurde allerdings (wohl wegen der angrenzenden Schillerstraße) nicht genehmigt. Im Erdgeschoß befand sich noch eine kleine Eingangs- und Sammlungshalle sowie das Sakristeizimmer. Im Zwischengeschoß ist eine Viertelempore zu erkennen. Das 2. Geschoß diente dem Rabbiner als Wohnung, ihr war noch ein Schulungszimmer vorgelagert.

Nach Aron Tänzer (Geschichte der Juden in Jebenhäusern und Göppingen, S. 487/488) war dies die erste als Synagoge gestaltete Räumlichkeit der israeli-